

Der gelbe Drache [Fortsetzung]

Autor(en): **Mills, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **1 (1925)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER GELBE DRACHE

ROMAN VON ARTHUR MILLS / AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERTRAGEN VON MARTIN PROSKAUER

Neu eintretende Abonnenten erhalten den erschienenen Teil des Romans gegen Portovergütung nachgeliefert.

Während ich mit dem General spreche, könnt ihr euch einigen, wer von euch geht.»
Tso und de Voiza verließen das Zimmer.
«Was wollen wir machen — wüßten?» sagte Billy.

«Ich weiß überhaupt nicht, was das werden soll», warf Eustace ein. «Die beiden, die an die Front gehen, trennen sich von dem Vicomte, und er ist der einzige, der sich mit den Chinesen verständigen kann.»

Billy überhörte den Einwand und nahm eine Münze aus der Hosentasche. Die beiden andern machten dasselbe.

«Kopf geht mit de Voiza», sagte Billy und warf seine Münze. «Kopf! Und du, Eustace? — Kopf! James — hat Wappen. James bleibt.»

«Du, höre mal,» sagte Eustace, ich glaube, das ist der derselbe Knabe, den du im «Boa Vista» verprügelt hast. Er sieht ihm jedenfalls sehr ähnlich. An deiner Stelle würde ich nicht gerade mit ihm nachts am Fluß spazieren, falls er sich erinnert.»

«Ja, ich glaube auch, daß er es ist, aber ich kann es mir nicht denken, daß er sich noch erinnert. Er hat sich jedenfalls nichts merken lassen.»

De Voiza kam wieder. «Seid ihr fertig? Wer geht? Ihr beiden, gut! Jetzt ist es zehn Uhr. Geht zurück ins Astor-House-Hotel, eure Sachen holen, der Führer ist um dreiviertel drei Uhr dort. Ich würde raten, legt euch hin und schlaft noch ein bißchen.» Dann wandte er sich an James. «Sie können mit Chen Chi Mei und mir hiebleiben, wir haben bis morgen früh nichts zu tun. Also auf Wiedersehen, ihr beiden, und alles Gute!»

Die beiden anderen gingen, als plötzlich Billy zurückgelaufen kam.

«Hören Sie mal, Vicomte.»

Der Vicomte wandte sich ihm zu, und Billy nahm ihn vertraulich am Arm.

«Was für einen Rang haben wir denn nun?»

«Ihr habt Oberstenrang in dem Augenblick, wo ihr das Kommando übernehmt.»

«Kommando? Ja, wie sollen wir denn Kommandos geben? Ich kann doch nicht mit den Leuten reden.»

«Dafür ist schon gesorgt; Sie kriegen einen Stab und Dolmetscher.»

Billy nickte. «Und dann noch was anderes, falls es nicht anstößig ist, davon zu reden. Was kriegt denn ein chinesischer Oberst?»

De Voiza lachte.

«Das hängt von der Beute ab, aber es ist schon ganz ordentlich.»

Billy flüsterte noch vertraulicher.

«Nein, ich meine — kann man den alten Knaben nicht um Vorschuß angehen?»

«Aber natürlich.» Und de Voiza zog eine große Banknote aus seiner Tasche.

«Besten Dank, Vicomte, Sie sind großartig, und Billy rannte hinter Eustace her.

Kapitel 18.

An demselben Abend, da die drei jungen Leutnants in das Teehaus zum Weidenbaum gingen, saß Pend allein im Astor-Hotel. Er hatte keine Lust, im Klub zu bleiben. Dort hatte er Tiny Bluett gesehen, dessen Begegnung er an diesen Tagen lieber vermeiden wollte. Iris war, wie er annahm, wohl in Hongkong geblieben. Pend war froh, daß er von Hongkong weggefahren war. Er durfte sich selbst nicht zumuten, zu lange allein mit Iris zu bleiben.

Der kleine Zwischenfall am Abend zuvor hatte ihn etwas aufgemuntern, und so kam er in guter Laune zum Essen. Er wollte gerade sein Glas an den Mund heben, als er es plötzlich hinsetzte und geradeaus starrte. Wer war die Dame dort gegenüber in dem grünen Abendkleid? Das war doch — — tatsächlich, es war Iris.

Er sprang auf, stieß seinen Stuhl zurück und ging eilig hinüber. Strahlend streckte er ihr die Hand hin.

«Ich habe nicht geglaubt, Sie hier zu treffen.»
«Ich auch nicht, ich dachte, Sie wären längst in Japan.»

«Ich habe meine Reise geändert, ich wollte mir lieber ein bißchen von China ansehen.»

«Tiny hat mich mitgenommen, anstatt mich, wie sonst, zu Hause zu lassen. Jetzt sitze ich allein hier. Tiny diniert im Klub. Das macht er immer, wenn er hier ist. Um die Wahrheit zu sagen, er ist die letzten zwei Tage gar nicht mehr ins Hotel gekommen.»

Pend sah das junge, mädchenhafte Gesicht an.

«Das ist doch unerhört!», dachte er. «Holt ein junges Mädchen aus der Heimat nach China und läßt es im Hotel in Schanghai allein sit-

zen.» Seine Finger preßten sich zusammen, wie sie es getan hatten, als er Melota am Genick faßte und ihm das Rückgrat brach.

Er stand unbeweglich, von einem Fuß auf den anderen tretend. Iris fühlte, wie er beinahe zu seinem Tisch zurückgegangen wäre; denn die Tatsache, daß sie allein im Hotel war, hielt ihn nur von ihr ab. Er hätte sich nur wie ein treuer Wachhund in ihrer Nähe aufgehalten, falls sie ihn brauchte.

«Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten und mit mir essen?»

«Danke sehr. Ich muß nachher noch packen, ich fahre morgen weiter landaufwärts.»

Es war die Wahrheit, aber Iris hielt es für eine Ausrede, mit der er sich ihr entziehen wollte. Sie sah über den Hafen von Schanghai, und ihre grünen Augen spiegelten das Mondlicht wider.



Frauenschönheit

«Heute abend müßte eine Wagenfahrt schön sein.»

«Ich werde sofort einen Wagen bestellen, sagte Pend.

«Ach, wie nett.»

Beim Essen sprachen sie nur Belanglosigkeiten, die nicht im Sinn haften blieben. Iris beobachtete die starke, magere Hand, die Lippen, die sich manchmal so fest schlossen, daß der Mund geradezu grausam aussah, die Augen, die Gefahr anzeigten, die Gedanken des Offiziers verrieten. In seinen Augen waren an diesem Abend kleine Lichter, die sie erregten und zugleich wieder erschreckten.

Nach dem Essen gingen sie zu dem Wagen, einem geschlossenen Gefährt, das vor der Tür stand.

«Ich dachte, wir wollten eine Mondscheinfahrt machen — in einem geschlossenen Wagen sieht man nicht viel vom Mond.»

Pend wollte dem Chauffeur einen Befehl geben.

«Nein, lassen Sie nur, es ist kühl, ich habe nur ein ganz dünnes Kleid an.»

Pend sah auf ihr Kleid, es war wirklich dünn, nur ein Hauch Seide mit bloßen Schultern und Armen.

«Wollen Sie nicht etwas umnehmen?»

Sie schüttelte den Kopf und sprang in den Wagen. Pend setzte sich neben sie.

«Hoffentlich hat Ihr Gatte nichts gegen diese Ausfahrt mit mir?»

«Er hätte mich selbst ausführen können, wenn er wollte.»

Das Bild von Tiny, wie er ihn zwei Stunden zuvor im Klub gesehen hatte, stand vor Pends Augen. Aber er sagte nichts. Dann fuhren sie schweigend weiter. Jeder hatte das seltsame Gefühl, die Gedanken des anderen lesen zu können. Aber keiner wollte mit dem Gespräch anfangen. Es kam Pend vor, als ob die Vorsehung mit Absicht sie wieder zusammengeführt hätte. Und während ihm alle Gefühle eines Mannes dazu trieben, zu nehmen, was ihm der Zufall anscheinend so freiwillig bescherte, hielt ihn sein Gewissen noch zurück. Er kannte die Sorte Leute, zu denen Tiny gehörte; der dicke, wichtigtuere Großkaufmann würde kein Jota seiner kostbaren Würde für das Glück seiner Frau

was er fürchtete. Er fürchtete, die Gewalt über sich selbst zu verlieren. Ursprünglich, riesenstark und unbekannt in den Künsten der Liebe, fürchtete er, ihre Lippen zu berühren. Er, Kapitän Pend, vom ersten Bataillon des Westshire-Regiments, der vier Jahre in den Schützengräben gelegen hatte, der wilde afrikanische Negerstämme bekämpft hatte, fürchtete sich, eine Frau zu küssen.

Iris verstand seine Gedanken mit der Auffassungsgabe ihres Geschlechts. Vertrauend lag sie in seinem Arm, und so fuhren sie weiter. Dann sprach Pend:

«Ich muß morgen weiterfahren.»

«Ja,» flüsterte sie. «Aber jetzt bleiben Sie doch?»

«Nein, ich muß fort; ich habe eine Verpflichtung übernommen. Ich werde etwa vierzehn Tage wegbleiben.»

«So eine dumme Entenjagd vermutlich,» sagte sie etwas ärgerlich.

«Nein, es handelt sich nicht um Entenschießen. Ich kann die nächsten Tage wirklich nicht bei Ihnen bleiben. Es ist auch besser. Sie haben dann Zeit zum Nachdenken. Denn wenn ich zurückkomme, will ich Sie fragen, ob Sie — Tiny aufgeben wollen.»

Er fühlte, wie ihr Atem rascher ging und ihre Hand sich spannte.

Ganz leise sagte sie: «Eben hatte ich eine ganz merkwürdige Vorstellung, wie eine Vorahnung, als ob Tiny bald sterben wird. Es war schrecklich. Ich sah sein Gesicht vor mir — ich meine, wie im Traum.»

Er antwortete sehr ernst:

«Natürlich kann er sterben. Ein Mensch, der im Orient so viel trinkt wie Ihr Gatte, kann plötzlich Schluß machen. Aber ebenso gut kann er noch viele Jahre trinken und leben.»

«Aber ich kann es nicht länger ertragen. Ich glaube, dann muß ich sterben.»

«Deswegen will ich mit Ihnen sprechen,» fuhr er ruhig fort; «wenn — er machte eine kleine Pause hinter dem Wort — ich zurückkomme, will ich Sie bitten, mit mir zu kommen. Sie müssen sich nur klar werden, was das bedeutet; denn es wird eine Zeit vergehen, bis wir heiraten können — ich meine, bis er sich scheiden läßt.»

«Das wird er ablehnen.»

«Nein, ich werde ihn dazu bringen.»

Iris mußte lächeln. Sie konnte sich das Bild vorstellen, wie Tiny in einer Ecke des Zimmers hockte, vor ihm Pend, dem er die Scheidung abschlug.

«Aber ich bin ein armer Mann,» fuhr Pend fort, «und für eine geschiedene Frau, die arm ist, ist es in diesen Ueberseegarnisonen nicht sehr behaglich. Den Dienst kann ich nicht aufgeben, sonst haben wir nichts zum Leben. Also werden Sie viel entbehren müssen. Deswegen möchte ich, daß Sie es sich vierzehn Tage überlegen, ob — —»

Aber ihr Mund unterbrach ihn; seidenweich und lebend warm preßte er sich auf seine Lippen.

Dann fuhren sie zum Hotel zurück.

«Bevor Sie morgen früh aufstehen, bin ich schon fort. Aber ich hoffe, in vierzehn Tagen zurück zu sein, und wenn — — wenn es nicht geht, werde ich auf alle Fälle an Sie schreiben.»

Sie stand noch lange Zeit im Hotelgarten und sah auf den dunklen Weg, auf dem die große, kräftige Gestalt verschwand.

Pend ging in den Klub. Dort setzte er sich ins Schreibzimmer und schrieb einen Brief an Iris. Den Brief verschloß er sorgfältig und gab ihn dem Klubportier mit dem Auftrag, ihn an Frau Iris Bluett zu bestellen, falls er nicht innerhalb drei Wochen zurückgekehrt sei.

In ihrem Zimmer dachte Iris an Pends letzte Worte: «Jedenfalls will ich Ihnen schreiben». Aber sie wußte nicht, was Pend wußte, daß er vielleicht nie von dort zurückkehrte, wohin er ging. Aber Pend wollte nicht, daß sie es jetzt schon wußte.

Inzwischen spielte im Schanghai-Club Tiny Bluett mit P. K. Pink und zwei anderen Busenfreunden Poker. Seit zwei Tagen hockte er im Klub und hatte in der Hitze ununterbrochen getrunken. Während des Spieles sah der eine oder der andere ihm neugierig an. Ongleich sein Verstand klar war, gehorchten seine Hände manchmal nicht mehr. Er konnte die Karten nicht aufnehmen, streckte die Finger kraftlos aus, und schließlich mußte ihm jemand die Karten in die Hand stecken.

«Ich glaube, Tiny fühlt sich schlecht,» sagte Pink, als Tiny einmal aus dem Zimmer gegangen war, «er sollte eine Pause im Trinken machen.»

Tiny war vor einigen Tagen in Geschäften nach Schanghai gekommen und hatte Iris mitgebracht, scheinbar, um ihr Schanghai zu zei-

(Fortsetzung auf Seite 10)

(Fortsetzung von Seite 7.)

den, tatsächlich aber, um sie nicht allein in Hongkong zu lassen. Nach seiner letzten Reise waren ihm beunruhigende Gerüchte zu Ohren gekommen, so daß er auf der Hut sein wollte. Die Gerüchte waren von Frauenseite gekommen, in der angenehmen Art, die manche Frauen in der Behandlung dieser Dinge haben.

«Ich wundere mich, daß Sie fortgehen und Ihre Frau allein lassen. Haben Sie denn keine Angst?» dachte ihn die Frau eines anderen Großkaufmanns gefragt.

«Wovor Angst?» fragte Tiny kurz zurück. «Daß es ihr langweilig wird; sie ist so jung und hübsch und hat viele Anbeter. Ich habe zufällig gehört, daß sie mit Leutnant Fraser am letzten Sonntag in Macao war.»

So hatte er diesmal Iris mitgenommen, aber ihre Anwesenheit war kein Grund, sein gewöhnliches Leben zu unterbrechen. Es war seine unveränderliche Gewohnheit als Junggeselle gewesen, bei den Besuchen in Schanghai in «Schwung» zu sein. Dieser «Schwung» äußerte sich in einem Zustand der Halbbetrunktheit, der viele Tage anhält. So saß Tiny dauernd in der Klubbar.

Iris litt schrecklich auf dieser Reise. Ihre Zimmer lagen im ersten Stock des Astor House-Hotels, und die Tage waren friedlich. Aber die Nächte waren voller Schrecken. Ihr Zimmer führte auf den Vorgarten des Hotels hinaus. Und wenn sie im Bett lag, blieb sie wach und horchte auf die Rückkehr ihres Gatten.

Zuerst kam der Klang unsicherer Schritte auf dem Kiesweg, dann das Stolpern auf der Treppe, dann der Stoß, mit dem er gegen die Tür fiel, die nach der Klinke suchende Hand, das kratzende Geräusch des Schlüssels. Wenn es so weit war, stand Iris auf, drehte das Licht an und öffnete ihm die Tür. Gewöhnlich mußte sie ihn dann ausziehen und zu Bett bringen, wo er im nächsten Augenblick fest eingeschlafen war.

Dann stand sie da und sah ihn an, wie er da lag, den Mund offen, schwer atmend und schnarchend, bis sie wieder in ihr Bett ging und Schlaf suchte. Oft fragte sie sich, wie lange sie das wohl noch aushalten könnte — und jetzt war Pend gegangen, und sie hatte keinen Rückhalt. Schon das Gefühl seiner Gegenwart war eine Erlösung gewesen, eine Hilfe, die sie rufen konnte, wenn sie wollte.

An diesem Abend saß Iris lange am Hotelfenster, bevor sie sich entkleidete. Schließlich suchte sie ihr Bett auf und fiel in Halbschlummer. Plötzlich erwachte sie von einem Schrei. Sie ging an das Fenster und sah ihren Gatten, der sich an einem Pfosten des Gartentores festhielt. Im hellen Mondenschein konnte sie alles, sogar den Ausdruck auf dem Gesicht von Tiny Bluet sehen. Sie folgte seinem Blick und sah, daß etwas über den Kies kroch, eine vielleicht meterlange Schlange, die sich langsam fortbewegte. Die in China vorkommenden Schlangen sind zum größten Teil harmlos; zwar gibt es die Bambusschlange, deren Biß tödlich ist, und gelegentlich die Viper, aber diese Schlange war viel zu groß und wahrscheinlich eine gewöhnliche Grasschlange.

Tiny schien anders zu empfinden; er beobachtete das Reptil mit erschreckten Augen. Schließlich verschwand es. Tiny riß sich zusammen und kam den Weg entlang. Iris sah an seinem Schwanken und häufigen Stolpern, daß er mehr getrunken hatte als gewöhnlich. Also mußte sie ihm zu Hilfe kommen. Sie drehte das Licht an und öffnete die Tür. Langsam kam Tiny die Treppe herauf. Jetzt stand er im Türhaken, aber er schien sie nicht zu sehen. Sein sonst dunkelrotes Gesicht war totenbleich. Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Iris rief ihn an. Bei seinem Namen fuhr er auf und sah sie mit gläsernen, leeren Augen an.

Plötzlich schrie er auf und zeigte vor sich hin: «Da ist es! Schlag sie tot! Schlag sie schnell tot!»

«Was meinst du denn?» fragte Iris. «Die Schlange, sie ist mir nachgekommen. Schnell — mach sie tot!» Er stolperte vorwärts.

«Sei doch nicht töricht; hier ist doch keine Schlange. Zieh dich aus; es ist schon sehr spät.»

«Aber ich sage dir doch, da ist eine Schlange; ich habe sie draußen gesehen.»

«Ja, die Schlange im Garten habe ich selbst gesehen», sagte Iris. «Aber hier im Zimmer sind doch keine.»

«Doch — jetzt kommt sie auf mich zu. Dort in der Ecke.» Zitternd fuhr er an die Tür zurück. Das drei Tage lange Trinken hatte sein Werk getan.

Die arme Iris hatte vor ihrer Ehe nie einen betrunkenen Mann in solcher Nähe gesehen. Und in dieser Nacht war sie allein in einem Hotelzimmer mit einem schweren Fall von Delirium tremens.

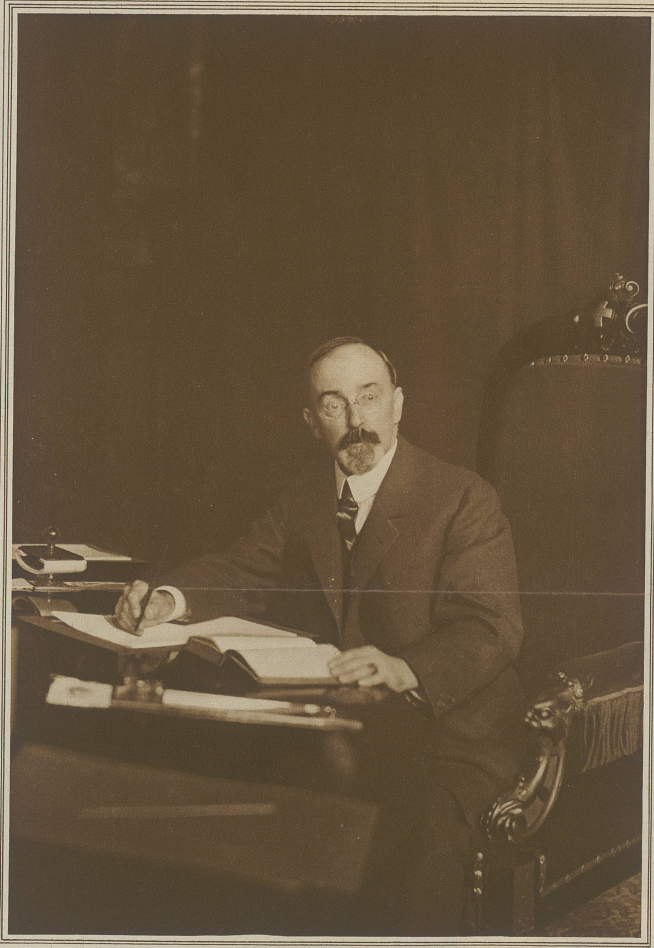
Sie nahm ihn in ihre Arme und brachte ihn schnell ins Bett, wo sie ihm beim Ausziehen half und ihn schließlich zum Hinlegen überredete.

Sie wollte in ihr Zimmer gehen, als er sie zurückrief.

«Geh nicht,» bat er, «daß mich nicht allein, sonst kommt es zurück.»

Sein Zustand war so bejammernswert, daß sie ihren Ekel überwand und sich auf den Bettrand niedersetzte. Er streckte seine Hand aus und hielt ihren Arm wie ein kleines Kind. Eine Weile lag er im Halbschlummer. Plötzlich fühlte sie, wie seine Hand die Finger in ihr Fleisch grub; ein krampfartiges Zittern durchlief ihn. Sie versuchte, sich zu befreien, aber er zerrte an ihr, daß sie auf das Bett fiel. Ein schrecklicher Kampf folgte.

Aus Tynys sinnlosem Toben entnahm sie, daß er ihren Arm für eine Schlange hielt, und er schien überzeugt, daß die Schlange ihn angreifen wollte, und er um keinen Preis seinen Griff loslassen durfte. Sein Gesicht war ein schrecklicher Anblick. Die Augen traten heraus und starrten angstvoll auf die Schlange, die nur in seiner zerstörten Einbildungskraft lebte.



Der neue Bundesgerichtspräsident Dr. Weiß aus Zürich

Minutenlang versuchte Iris, sich zu befreien, aber Tiny hielt verzweifelt fest; dann wurde er still.

Ganz leise versuchte sie, ihr Handgelenk zu befreien. Da stieß er einen gellenden Schrei aus, der durch das Hotel hallte.

«Da ist es wieder! Es will mir an die Kehle! Schlag es tot!»

Er warf sich aus dem Bett und auf den Fußboden und riß Iris mit. So rollten sie zusammen hin und her, Iris ebenso erschreckt wie Tiny, denn sie wußte nicht, was der Wahnsinnige ihr noch tun würde. Jetzt fühlte sie, wie seine andere Hand ihren Arm ergriff; sein Atem kam in harten, kurzen Stößen und keuchend flüsterte er:

«Ich mach dich tot, du Biest!»

Sie fühlte seine kurzen Finger um ihren Hals. Sie versuchte, um Hilfe zu rufen, aber ihre halberstickte Stimme klang nur wie ein Flüstern in der Dunkelheit. Der Wahnsinnige umklammerte ihre Hände in dem Glauben, daß er die Schlange hielt, die sich freimachen wollte. Iris warf sich mit der letzten Anstrengung über ihn, um sich zu befreien; dabei blieb ihr Kleid am Waschtisch hängen, so daß das Geschirr krachend auf den Fußboden fiel. Das Geräusch ließ Tiny einen Augenblick anhalten, und mit einem letzten Ruck befreite sich Iris.

«Hilfe!» schrie der Betrunkene wieder gellend. Dann fiel sein Kopf auf den Fußboden zurück.

Inzwischen hatte der Bewohner des nächsten Zimmers den Geschäftsführer gerufen. Dieser stürzte herein, drehte das Licht an und sah Tiny auf dem Boden des zerwühlten-Raumes liegen. Er beugte sich über ihn, ging fort und kam gleich darauf mit einem Arzt zurück.

Der Doktor kannte Tiny seit langem. Nach einer kurzen Untersuchung nahm er den Geschäftsführer beiseite.

«Schwerer Anfall von Delirium tremens. Ich habe das lange für ihn befürchtet. Bringen Sie die Dame lieber in ein anderes Zimmer. Hier scheint es böse zugegangen zu sein.»

Der Geschäftsführer brachte Iris in ein leeres Zimmer; dann suchte er den Arzt auf. «Bluet ist tot», sagte der Doktor.

Kapitel 19.

Billy und Eustace waren gegangen. Chen Chi Mei führte de Voiza und James durch eine rückwärtige Tür um die andere Seite der Insel zur Brücke. Hier lag ein Boot, in dem zwei Män-

James war darüber sehr erstaunt; nach der hastigen Aufregung des Abends dachte er, sofort die Truppenführung übernehmen zu müssen. De Voiza schien nicht überrascht.

«So sind die Chinesen immer,» sagte er, «nur nicht heute tun, was du morgen tun kannst. Und vor allem nicht kämpfen, wenn du es vermeiden kannst. Kampf erscheint ihnen eine fürchterliche Barbarei, die jeder vernünftige Mensch möglichst vermeidet. Die ganze Revolution wird wahrscheinlich in Dunst und Dampf aufgehen.»

Chen Chi Mei zeigte ihnen zwei Zimmer, die zu beiden Seiten des Tores im Fort lagen. In den Ecken waren Decken aufgehäuft; das war die ganze Einrichtung. De Voiza warf sich auf die Decken und riet James, in seinem Zimmer dasselbe zu tun.

«Wenn es wirklich losgeht, wissen wir nicht, wann wir wieder zum Schlafen kommen. Im Kampf können Sie die Leute nicht eine Minute allein lassen. Sie sind tapfer, aber schrecklich unbeständig. Wenn einer einen Würfelpfeifer herauszieht oder einen Kochtopf mit etwas Gutriechem anbringt, legen sie ihre Flinten aus der Hand, drehen dem Kampf den Rücken und machen ein Spielchen. Ich bin ein paarmal mit dabei gewesen und weiß Bescheid.»

James war müde; so ging er in sein Zimmer und legte sich hin. Gerade bevor er einschlief, brachte ihm ein Kuli eine Schale grünen Tee, der ihm ausgezeichnet schmeckte. Ein leises Schnarchen über dem Tor zeigte ihm an, daß de Voiza schon eingeschlafen war.

Als James aufwachte, spürte er heftige Kopfschmerzen. Er hatte zwar viel Whisky getrunken, aber nur ein Glas Samsui. Das war wohl der Grund und er wollte das Zeug auch nie wieder anrühren. Durch das Fenster sah er, daß die Sonne bereits hoch am Himmel stand und es anscheinend spät war. Und zu seinem größten Erstaunen bemerkte er, daß er in einem anderen Raum war, größer, mit geschnitzten Möbeln und künstlerisch ausgeführten Wandbehängen ausgestattet. Er war erstaunt, ein solches Zimmer in einer gewöhnlichen Festung zu finden. Aber wie kam er denn hierher?

Er ging zur Tür, um de Voiza aufzusuchen. Die Tür war verschlossen. Vom Fenster aus sah er Hausdächer. Dabei hatte er bemerkt, daß an dem Fort keine Häuser gestanden hatten. Was war geschehen? Er beugte sich aus dem Fenster und rief laut:

«De Voiza! De Voiza!»

Aber nur das Echo seiner Stimme hallte wider. Nach einiger Zeit hörte er einen schlürfenden Schritt auf dem Flur. Die Tür wurde geöffnet, und Chen Chi Mei trat ein, mit einer Hand an seinem Jadehalsband spielend, mit der andern sich fächelnd. Sein Gesicht war vollständig ausdruckslos; selbst die kleinen, zinkernden Augen verrieten nichts.

«Wo bin ich denn? Ist de Voiza schon auf?» fragte James.

«Es ist spät. Der Vicomte de Voiza ist schon seit einigen Stunden beschäftigt,» erwiderte Chen Chi Mei.

James legte eine Hand an seinen schmerzenden Kopf.

«Warum hat man mich nicht gerufen? Ich muß ihn gleich aufsuchen. Er wird sich wundern, wo ich bin.»

«Der Vicomte de Voiza hat dazu keine Zeit, denn der Angriff hat begonnen.»

«Angriff? Wird schon gekämpft?»

«Die Truppen von Peking sind mit den kleinen Gewehren gekommen, die viele Kugeln abschießen. Viele sind tot. Die Truppen im Woonung-Fort werden belagert.»

«Ja aber — was macht ich denn hier?» Wo sind die beiden anderen englischen Offiziere?»

«Ich weiß nichts von ihnen, sie sind zu den Truppen an der Nordfront gegangen.»

«Aber wo bin ich? Wie komme ich hierher?»

«Sie sind im Teehaus zum Weidenbaum. Chen Chi Mei hat Sie hergebracht, während Sie schliefen, damit Sie den Gefahren des Krieges entgehen.»

«Was?» rief James. «Und der Vicomte ist allein im Fort? Wie können Sie sich das erlauben? Ich will gleich ins Fort zurück.»

Chen Chi Mei lächelte.

«Zwischen Ihnen und den Forts stehen die Soldaten aus Peking,» James war verblüfft. Warum hatte der Chinese ihn hierher gebracht? Warum war er hier, wenn die Lage ernst war? Chen Chi Mei fuhr, seinen Fächer bewegend, fort:

«Das Gedächtnis von Chen Chi Mei ist gut. Er vergißt die nicht, denen er noch etwas schuldig ist.» Er sah James mit einem merkwürdigen Aufblitzen in den kleinen Augen an, und seine Mundwinkel zogen sich nach unten.

James versuchte, sich zu erinnern, wo er diesen Ausdruck gesehen hatte, und jetzt fiel es ihm ein: Das war auf der Terrasse des Boa Vista-Hotels gewesen, als sich Tso nach dem Halsband bückte, das er ihm ins Gesicht geworfen hatte. James fühlte sich wenig behaglich. Unter der glatten Höflichkeit des Chinesen lauerte etwa Finsternes, Bösartiges.

(Fortsetzung folgt.)